

Ebene 3

Bruno Steininger

2011

Für Suna

Über den Autor

Bruno Steininger wurde 1977 in Wien geboren, ist ausgebildeter Astronom und arbeitet in der IT. Er ist verheiratet und Vater zweier Söhne. Wenn er nicht gerade Zeit mit seiner Familie verbringt, arbeitet oder zum sechsundachtzigsten Mal HHGTTG liest, verfasst er Kurzgeschichten und andere Texte.

Lizenz

Dieses Werk ist unter einem Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 3.0 Unported Lizenzvertrag lizenziert. Um die Lizenz anzusehen, gehen Sie bitte zu <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/> oder schicken Sie einen Brief an Creative Commons, 171 Second Street, Suite 300, San Francisco, California 94105, USA.

Impressum

Bruno Steininger

2230 Gänserndorf, Österreich

E-Mail: lapedeus@lapedeus.at

Website: www.lapedeus.at

Herstellungsjahr: 2011

Herstellungsort: Gänserndorf, Österreich

Aktuelle Version und letzte Änderung: Version 2, Juli 2012

Hinweis: Dieses E-Book wird vom Autor nur auf www.feedbooks.com und auf www.beam-ebooks.de angeboten. Sollten Sie es von anderswo bezogen haben, kann er keinerlei Verantwortung für den Inhalt übernehmen.

Vorwort

"Ebene 3" ist eine Auswahl von Kurztexten, die ich in den Jahren 2007 bis 2011 zu Papier gebracht habe. Gleich vorweg: Die Texte folgen weder einem einheitlichen Thema noch einer einheitlichen Form – seien Sie also bitte nicht überrascht, wenn Sie nach einem SciFi-Krimi plötzlich auf ein eigenartiges Stück Kürzestprosa stoßen. Ich schlage Folgendes vor:

Wenn Ihnen ein Text gefallen hat, dann

lesen Sie auch den nächsten;

empfehlen Sie „Ebene 3“ weiter;

besuchen Sie mich auf www.lapideus.at

folgen Sie mir auf [Facebook](#) und/oder [Twitter](#)

schreiben Sie mir eine E-Mail an lapideus@lapideus.at oder twittern Sie mir via [@Lapideus!](#)

Wenn Ihnen ein Text *nicht* gefallen hat, dann

lesen Sie doch einfach den nächsten;

besuchen Sie mich auf www.lapideus.at

folgen Sie mir auf [Facebook](#) und/oder [Twitter](#)

schreiben Sie mir eine E-Mail an lapideus@lapideus.at oder twittern Sie mir via [@Lapideus](#), aber nur unter der Voraussetzung, dass Sie Rücksicht auf meine Gefühle nehmen!

Die Selbstaufassung

Karl sitzt mir gegenüber und nippt an seinem Espresso. Er stellt die Tasse ab, blickt mich dabei über die Ränder seiner Brille hinweg an und sagt: „Peter, ich habe beschlossen, mich heute umzubringen.“

Ich muss lachen – ich bin nicht ganz sicher, ob aus Höflichkeit oder aus Verlegenheit. Karls Scherze sind manchmal etwas ... ungewöhnlich.

„Mach keine blöden Witze“, sage ich.

Die Kellnerin geht an uns vorbei, was Karl für einen Moment ablenkt. Er sieht ihr nach, wendet den Kopf dann wieder in meine Richtung. „Nein, wirklich. Ich bringe mich um.“

Ich fühle, dass meine Mundwinkel herabsinken. Ich starre Karl an, blinzele nicht, warte darauf, dass er sich zurücklehnt und darüber amüsiert, dass er mich erfolgreich zum Narren gehalten hat. Sekunden verstreichen, vielleicht sogar Minuten.

„Warum?“, frage ich.

Karl schüttelt verächtlich den Kopf. „Warum, warum ... Immer diese Frage. Muss ich denn unbedingt einen Grund haben?“

„Um Selbstmord zu begehen? Ich denke schon!“

Karl mustert seine Fingernägel, seufzt. „Na, wenn du meinst. Dann sagen wir eben, ich bin unglücklich verliebt.“

Ich werde wütend. „Das ist doch Blödsinn“, stoße ich hervor.

„Wer weiß, wer weiß.“

Ich atme tief ein. Kurz verspüre ich den Drang, das Kaffeehaus zu verlassen, Karl für einige Zeit zu meiden und darauf zu vertrauen, dass das alles nur Gerede ist.

Karl lächelt.

„Was erheitert dich?“, knurre ich.

„Ich habe dir noch nicht gesagt, *wie* ich mich ins Jenseits befördern möchte.“

Ich reiße entnervt die Arme in die Höhe.

„Also gut“, sage ich, „was für eine Methode hast du denn gewählt? Wirst du dich von einem indischen Elefanten zertrampeln lassen? Springst du in eine Flugzeugturbine? Oder setzt du dich vor einem öffentlichen Gebäude deiner Wahl in Brand?“

„Nichts von alledem, mein Freund. Viel besser! Ich werde mich aufessen.“

Ich möchte etwas sagen, öffne meinen Mund, schließe ihn wieder. Ich beuge mich nach vorn, vergrabe mein Gesicht in meinen Händen, reibe mir die Augen, um sicher zu sein, dass ich wach bin. Als ich wieder aufblicke, ist das Lächeln von Karls Gesicht verschwunden.

„Es ist mir ernst“, sagt Karl.

„Du bist verrückt“, entgegne ich, „völlig plemplem!“

Karl nimmt seine Brille ab, legt sie vor sich auf den Tisch und steht auf. Obwohl wir in einem

Kaffeehaus sind, in dem sich außer uns noch weitere Gäste befinden, beginnt Karl sich auszuziehen. Ich presse die Finger meiner linken Hand gegen meinen Mund. Karls Augen fixieren mich, hindern mich daran, mich zu erheben und zu fliehen. Ich blicke mich um. Noch hat niemand von Karl Notiz genommen. Sein Oberkörper ist bereits entblößt, als er Hose, Socken und schließlich die Unterhose auszieht.

„Was wird das, Karl? Willst du, dass die Kellnerin die Polizei ruft?“, flüstere ich.

„Und wenn schon“, sagt Karl und setzt sich auf den Boden.

Er umfasst mit beiden Händen seinen linken Fuß, führt ihn zu seinem Mund und umschließt ihn mit seinen Lippen. Er greift zu seinem linken Knie und beginnt, das Bein in seinen Rachen zu schieben. Ich traue meinen Augen nicht, als sein Fuß bis über den Knöchel in seinem Rachen steckt. Ich will aufspringen und ihm helfen, doch er bedeutet mir mit einem strengen Blick, zu bleiben, wo ich bin.

Dann greift Karl zu seinem rechten Fuß und steckt ihn sich ebenfalls in den Mund. Als beide Füße in seinem Schlund verschwunden sind, legt er seine Hände an die Rückseite seines Kopfes und beginnt, ihn nach vorne zu drücken. Seine Beine schieben sich immer weiter in seinen Rachen. Die Unterschenkel, die Knie und die Oberschenkel sind schon nicht mehr zu sehen, als Karl – nun gekrümmt auf dem Rücken liegend – innehält.

Voller Entsetzen betrachte ich Karls rotes Gesicht: Sein Mund ist nichts weiter als eine riesige Öffnung am unteren Ende seines Gesichtes, seine Augen tränen, der Schweiß läuft seine Schläfen herab. Er versucht, mich anzusehen, sein Blick driftet aber immer wieder ab. Ein Zittern läuft durch seinen Körper. Er beginnt, langsam nach vorne und hinten zu wippen. Die Bewegung wird immer stärker, bis Karl schließlich – in einer abschließenden Vorwärtsbewegung – sein Becken vertilgt.

Von nun an geht es sehr schnell. Karl stößt seinen Oberkörper Wirbel für Wirbel in seinen Mund, gelangt zu seinen Schultern, führt zunächst den linken Arm in seinen Rachen, dann den rechten. Er erstarrt erneut.

Karls Lider sind halb geschlossen, seine Augen wandern ziellos im Raum umher. Nach einer Weile finden sie mich. Karl blinzelt mir zu. Mit einem letzten, schmatzenden Geräusch verschluckt er seinen Kopf und verschwindet aus der Welt.

Ich starre noch eine Weile auf die Stelle, an der Karl sich dem Dasein entzogen hat. Ich möchte einen Schluck von meinem Kaffee nehmen. Meine Tasse ist leer. Die Kellnerin macht einen Bogen um die am Boden liegenden Kleider und fragt mich, ob ich noch etwas bestellen möchte.

Abkoppeln

Kapitän Andronov befand sich auf der Kommandobrücke seines Schleppers und starrte mit zusammengeschobenen Brauen auf das zerkratzte Display seines Terminals. Er konnte nicht fassen, was der Computer ihm als Antwort auf sein zweites Kommando – „Ladung abkoppeln“ – gegeben hatte. Links neben dem grünen, blinkenden Balken stand: „Bitte Passwort eingeben.“

Andronov ging nicht gerne unnötige Risiken ein. Das erste Kommando, das er eingegeben hatte, würde in exakt 9 Minuten die Manövriertriebwerke starten lassen. Diese Triebwerke wiederum – 24 kleine, aber durchaus starke Raketen – waren an der Fracht angebracht, und die Fracht befand sich unter dem Schiff. Solange die Fracht nicht abgekoppelt war, durften die Raketen daher nicht zünden.

Na schön! Dann deaktivieren wir die Triebwerke eben wieder und sehen, was los ist, dachte Andronov.

Er tippte den entsprechenden Befehl auf der kleinen Tastatur unterhalb des Displays ein und drückte die Taste „Eingabe“.

Abermals erschien die Meldung: „Bitte Passwort eingeben!“

Auf Andronovs Stirn begannen sich kleine Schweißtröpfchen zu bilden, obwohl die Klimaanlage auf der Kommandobrücke gute Arbeit leistete. Wenn ihm nicht schnell etwas einfiel, würden 80.000 Tonnen Wassereis seinen kleinen Schlepper mit sich auf die Erdoberfläche ziehen.

Andronov räusperte sich, brachte sein Gesicht nahe an ein Mikrofon neben dem Bildschirm und drückte eine Taste.

„Kommando an Frachtraum. Kommen!“, sagte er.

„Was gibt’s, Skipper?“, antwortete eine hohe Männerstimme.

„Kannst du die Manövriertriebwerke deaktivieren, Lobo?“

„Warte mal!“

Es vergingen einige Sekunden bevor Lobo sich wieder meldete.

„Nein, kann ich nicht. Der Computer verlangt ein Passwort von mir. Was ist los?“

„Sag ich dir, sobald ich es weiß“, gab der Kapitän zurück.

Noch 8 Minuten. Andronov blickte aus dem Fenster der Brücke und sah den Planeten, auf dem sein Raumschiff bald zerschellen würde, wenn es nicht schon vorher in der dünnen Atmosphäre verglühte. Vor einigen hundert Jahren noch hätte das Schiff die Oberfläche zweifellos erreicht, denn damals war die Atmosphäre der Erde sogar *noch* dünner gewesen – damals, am Tiefpunkt der menschlichen Zivilisation, als die Zahl der noch lebenden Menschen unter 2000 gesunken war.

Seitdem war einiges passiert – es gab dank der Minen auf dem Jupitermond Europa und auf dem Mars und dank der Transportschiffe, die jedes Jahr Wassereis und Kohlendioxid von dort zur Erde transportierten, wieder etwas Hoffnung, dass der Heimatplanet der Menschheit eines fernen Tages so aussehen würde, wie er vor dem großen Sturm ausgesehen hatte. Algen wurden benutzt, um das Kohlendioxid in reinen Sauerstoff zu verwandeln. Und Stickstoff, der noch rar war,

würde bald auf dem Saturnmond Titan gewonnen werden.

Andronov schüttelte den Kopf. Er hatte keine Zeit, um sich in unnützen Gedanken zu verlieren. Noch 7 Minuten und 30 Sekunden. Er machte kehrt, lief zu einer Luke in der Mitte der Brücke und stieg die schmale Treppe hinab, die zum unteren Teil des Schiffes führte. Dort angekommen eilte er einen schmalen Korridor entlang, vorbei an den Mannschaftsquartieren und der Messe hin zum Frachtraum.

„Wir müssen manuell entkoppeln!“, rief Andronov Lobo zu, als er durch die Luke trat.

„In Ordnung“, gab Lobo zurück, der noch immer bei seinem Computer-Terminal stand.

Lobo war mit seinen 38 Jahren jung im Vergleich zu seinem Kapitän. Andronov hatte bereits weißes Haar gehabt, als Lobo ihm zugeteilt worden war. Das lag mittlerweile 15 Jahre zurück. Lobo war Andronovs „Greifer“ gewesen – der ausführende Teil eines zweiköpfigen Techno-Teams – ehe Andronov den Job auf dem Raumschiff angenommen hatte.

„Schnell, mach auf!“, befahl der Kapitän.

Die Fracht war unter dem Schiff angebracht und mittels schwerer Stahlstreben verankert. In einer Vertiefung in der Mitte des Frachtraumes befand sich ein Hebel, der es erlaubte, diese Verankerung von Hand zu lösen. Lobo eilte zu der Vertiefung und entfernte die Abdeckung über der Apparatur.

„Was zum ...?“, sagte Lobo.

„Was ist? Mach schon, zieh den Hebel“, rief der Kapitän.

Doch als er sich neben Lobo kniete, erkannte er, was seinen ehemaligen Greifer davon abhielt, das Schiff von der Fracht zu trennen: Der Hebel war entfernt worden. Und den Rest der mechanischen Elemente hatte offenbar jemand mit einem Schweißbrenner bearbeitet – in der Vertiefung befand sich nur noch ein großer, glänzender und irreparabler Klumpen Metall.

Kapitän Andronov stand auf. Seine weißen Augenbrauen waren erneut zusammengeschoben, sein Mund leicht geöffnet – so, als wollte er mit seinen Lippen jeden Moment ein Wort formen. Stattdessen sog er Luft ein und atmete anschließend lautstark wieder aus.

„Was wird hier gespielt, Kapitän?“, fragte Lobo.

Andronov gab keine Antwort.

„Pjotr?“, sagte Lobo leise – das Privileg, den Kapitän beim Vornamen zu nennen, teilte er mit nur wenigen. Er hatte es sich über viele Jahre hinweg erst verdienen müssen.

„Jemand ist dabei, ein Verbrechen zu begehen“, flüsterte der Kapitän.

Noch 6 Minuten.

Kapitän Andronovs Körper streckte sich mit einem Mal. Er wandte sich um und stürmte zur Sprechanlage.

„Alle Besatzungsmitglieder umgehend in die Messe! Das ist ein Befehl!“, schrie er in das Mikrofon.

30 Sekunden später standen Maschinist Lobo Adna, der erste Offizier Virgil Bosch und die Kommunikationstechno Tara Kiraz dem Kapitän gegenüber.

Bosch wirkte verschlafen – er hatte während der letzten Schicht Dienst auf der Brücke versehen

und sie erst vor zwei Stunden an den Kapitän übergeben. Seine Augen waren schmal, seine Uniform nicht ganz in Ordnung und er gähnte.

Techno Kiraz andererseits schien hellwach – ihre dunkelbraunen Augen, die in starkem Kontrast zu ihrer hellen Haut standen, fixierten den Kapitän. Andronov hatte Kiraz noch nie gut einschätzen können, denn sie war eine Meisterin, wenn es darum ging, ihre Gefühle zu verbergen. Auch jetzt war es Andronov unmöglich, ihr Gesicht zu lesen.

„Hört zu“, sagte der Kapitän, „In 5 Minuten und 30 Sekunden werden die Raketen, die an unsere Fracht geschnallt sind, zünden und das Schiff mit sich reißen. Dummerweise wurde der Abdockmechanismus mit einem Passwort versehen und ist daher nicht zu aktivieren.“

Er wartete und beobachtete die Reaktionen seiner Besatzungsmitglieder. Sein erster Offizier schien erst jetzt wirklich zu erwachen, sein Gesicht zeigte Verwunderung. Kiraz hingegen starrte ihren Kapitän nach wie vor ungerührt an, Lobo hatte seinen Blick zu Boden gerichtet. Lobos fettige, schwarzen Haare hingen ihm ins Gesicht und verdeckten es zum Großteil.

„Dann müssen wir manuell auslösen“, sagte Bosch.

Andronov lächelte, doch seine Augen blieben ernst.

„Das ist nicht möglich. *Dieser* Mechanismus wurde zerstört“, gab er zurück.

„Was ist geschehen?“, fragte Kiraz.

„Einer von euch dreien hat den Hebel abmontiert und die Mechanik eingeschmolzen.“

Er blickte noch einmal finster in die Runde und sagte schließlich: „Wir spielen jetzt ein Spiel. Es heißt ‚Durchsuchung‘. Bosch durchsucht Techno Kiraz’ Zimmer, Kiraz durchsucht Techno Adnas Zimmer und Lobo: Du durchsuchst Leutnant Boschs Zimmer. Derjenige, der den Hebel findet, hat gewonnen. Übrigens: Bevor der Hebel nicht hier auf dem Tisch liegt, betritt keiner die Rettungskapsel.“

Dem ersten Offizier stand die Empörung ins Gesicht geschrieben, da gerade ein einfacher Techno autorisiert worden war, seine Kajüte zu durchsuchen. Andronov ließ ihn mit einem Blick wissen, dass er keine Widerrede dulden würde. Es wirkte: Bosch hielt den Mund.

„Ihr habt genau 1 Minute und 30 Sekunden. Die Zeit läuft ab *jetzt!*“

Andronov erntete ungläubige Blicke. Sogar das Gesicht von Techno Kiraz zeigte für einen kurzen Moment einen Ausdruck von Unsicherheit, bevor sie sich umwandte und zu Lobos Quartier lief.

Kapitän Andronov blickte auf die Uhr in der Messe und eilte dann wieder hinauf zur Brücke. Beim Kapitänssessel angekommen schlug er sofort das Logbuch auf. Sein linker Zeigefinger huschte über die von Hand geschriebenen Zeilen. Bei einer von Boschs Notizen hielt er inne. Es war, wie Andronov gedacht hatte: Sein erster Offizier hatte während dessen Schicht die Vorschriften beachtet und einen vollständigen Test des Systems durchgeführt. Teil dieses Tests war die Überprüfung der Subroutinen für Abkoppelung und Manövriertriebwerke. Es hatte keine Anzeichen für eine Fehlfunktion oder eine ungewöhnliche Passwortabfrage gegeben. Zumindest hatte Bosch das so notiert.

Der Kapitän überflog den Rest der Seite. Ohne es zu erwarten, stieß er auf einen weiteren, interessanten Eintrag: „Um 2 Uhr Standardzeit Techno Kiraz in der Messe angetroffen. Sie klagt über Schlaflosigkeit.“

Andronov massierte seine Augen. Er hatte noch eine Minute, bevor seine Besatzungsmitglieder wieder in der Messe stehen würden. Sein Verstand rotierte. Was wusste er eigentlich über seine Besatzung?

Virgil Bosch war seit drei Jahren Andronovs erster Offizier. Er war der Sohn des Bürgermeisters und damit in der vorteilhaften Position, jeden Job haben zu können, den er wollte. Die Arbeit auf Andronovs Schiff war lediglich eine von Virgils Methoden, seinem Vater – den er abgrundtief hasste – eins auszuwischen. Er war humanistisch gebildet, intelligent, ein bisschen faul, machte aber trotzdem einen guten Job. Andronov war sich sicher, dass er niemals sein Leben aufs Spiel setzen würde. Das Schiff sabotieren würde er nur, wenn er wusste, dass er mit heiler Haut davonkam. Hatte er einen Grund, die Mission sabotieren zu wollen? Vielleicht, um einmal mehr seinen Vater zu ärgern: Der Bürgermeister war traditionellerweise die verantwortliche Person, wenn es um die Beschaffung von Rohstoffen ging. Sollte eines der unendlich wertvollen Schleppschiffe verloren gehen, würde Boschs Vater mit Sicherheit in ernsthafte Bedrängnis kommen.

Tara Kiraz war seit zwei Jahren Teil der Besatzung. Sie war eine exzellente Techno, hatte aber eine dunkle Vergangenheit. In jungen Jahren war sie Mitglied der Exesoren gewesen, einer Gruppierung von Bürgern des Ersten Bezirkes, die so verrückt war, ihrer Meinung, die Menschheit hätte es verdient auszusterben, auch Taten folgen zu lassen. Die Exesoren hatten mit Sabotageakten und Anschlägen immer wieder für Aufsehen gesorgt, ihre Mitglieder waren jedoch bereits vor Jahren identifiziert und verbannt worden. Sie fristeten ihr Dasein nun in einer der anderen lebenserhaltenden Kuppeln – im Dritten Bezirk, glaubte Andronov sich zu erinnern.

Kiraz bezeichnete sich selbst als „geläutert“. Sie hatte sich der Regierung des Ersten Bezirks gestellt und diese mit Insiderinformationen versorgt. Ihr war es zu verdanken, dass die Organisation der Exesoren später zerschlagen werden konnte. Das war auch der Grund dafür, dass sie auf diesem Schiff arbeitete: Die Regierung fürchtete Vergeltungsaktionen und wollte Kiraz auf diese Weise schützen. Wenn sie für den Sabotageakt auf Andronovs Schiff verantwortlich war, dann hieß das jedoch, dass sie entweder zu den Exesoren zurückgekehrt war, oder – was Andronov sogar noch schlimmer gefunden hätte – sie nie verlassen hatte.

Lobo Adna kannte Andronov seit vielen Jahren. Lobo war sein Greifer geworden, als er selbst schon eine lange Karriere als Denker hinter sich gehabt hatte. Als Andronov sich schließlich für den Posten als Schlepperkapitän bewarb, versuchte Lobo zunächst in seine Fußstapfen als Denker zu treten. Er scheiterte jedoch. Die Technokommission, die sich zur Entscheidungsfindung ein umfassendes Bild über Lobo gemacht und im Zuge dessen auch Andronov um seine Meinung gebeten hatte, verwehrte ihm den Aufstieg. Lobo war ohne Zweifel ein hervorragender Techno, doch leider war er nicht besonders intelligent.

Schließlich bat Lobo Andronov, ihm eine Stelle auf dem Schlepper zu verschaffen – eine Bitte, die Andronov seinem Kollegen gerne erfüllt hatte.

Noch 3 Minuten und 30 Sekunden.

Andronov gab dem Computer zwei Kommandos, wartete auf die Antworten, lächelte, als er sie erhielt, und machte sich dann auf den Weg zur Messe.

Kiraz und Bosch warteten bereits auf ihn und Lobo war auf dem Weg – Andronov konnte seine Schritte hinter sich hören. Ohne eines seiner Besatzungsmitglieder anzusehen, ging Andronov auf die andere Seite des großen Tisches, der in der Mitte der Messe stand. Als er aufblickte, wusste er, dass er beinahe gewonnen hatte. Anmerken jedoch ließ er sich nichts.

Lobo hatte den Hebel vor sich auf den Tisch gelegt. Bosch starrte ungläubig auf den metallenen Gegenstand, Kiraz verzog wie üblich keine Miene.

„Aber ich ... Kapitän, glauben Sie mir, ich ...“, stammelte der erste Offizier.

„Seien Sie ruhig, Bosch“, fuhr Andronov seinen Stellvertreter an, „Glauben Sie wirklich, dass ich gerade *Sie* verdächtigen würde, wenn es doch so offensichtlich ist, wer uns alle umbringen will?“

Nach diesem Satz wurde es totenstill in der Messe. Die Besatzungsmitglieder starrten ihren Kapitän an, als wäre er der liebe Gott persönlich.

„Sie haben ein raffiniertes Spiel betrieben, *Kiraz*“, sagte Andronov und blickte seine Kommunikationstechno dabei zornig an.

Sofort wandten Bosch und Lobo ihre Köpfe in Richtung der jungen Frau, die neben ihnen stand und auf einmal wirklich überrascht wirkte. Auf Boschs dunkelhäutigem Gesicht bildeten sich Zornesfalten.

„Bosch, überlassen Sie das mir“, sagte Andronov scharf.

Sein Stellvertreter presste die Lippen zusammen.

„Techno Kiraz“, fuhr Andronov fort, „Die Exesoren, ihre Mitstreiter, werden unter ihrer Tat zu leiden haben – auch wenn wir hier alle sterben müssen. Glauben Sie ja nicht, dass es mir nicht möglich ist, dem Technokommando eine Nachricht zukommen zu lassen, nur weil sie den Funkverkehr lahmgelegt haben. Ich habe einen Eintrag in mein persönliches Logbuch gemacht, der klarlegt, dass Sie, Techno Tara Kiraz, den Computer manipuliert und das Schiff beschädigt haben. Und wie sie wissen, überlebt das persönliche Logbuch des Kapitäns sogar ein Bad in einem Vulkan.“

„Ich war das nicht“, sagte Kiraz so leise, dass Andronov sie kaum hören konnte.

Umso lauter schmetterte der Kapitän: „Lügen Sie mich nicht an, Kiraz! Was wollen Sie? Zeit gewinnen? Sie haben den Entkopplungsmechanismus zerstört, den Funk deaktiviert und darüber hinaus die Steuerung der Manövriertriebwerke, die elektronische Entkopplung der Fracht und die Abkopplung der Rettungskapsel mit einem Passwort versehen!“

Andronovs Herz klopfte so stark, dass er beinahe Angst hatte, seine Untergebenen könnten sehen, wie sich seine Uniform regelmäßig hob und wieder senkte. Noch immer war sein Blick auf Techno Kiraz geheftet. Seine Augen funkelten.

Noch 1 Minute und 8 Sekunden.

Dann passierte, was Andronov sich erhofft hatte.

„Aber wie kann das sein?“, fragte Lobo.

„Was meinst du, Lobo?“, fragte Andronov, obwohl er die Antwort bereits kannte.

„Nichts ...“

Doch Lobos Unterlippe zitterte.

„Willst du mir etwa sagen, dass *du* etwas mit der Sache zu tun hast?“

Lobo schüttelte den Kopf, doch sein Blick wanderte zu Boden.

„Dann macht ihr wohl gemeinsame Sache, wie?“, sagte Andronov, „Soll mir recht sein. In einer Minute sind wir ohnehin tot.“

„Bist du sicher?“, fragte Lobo unsicher.

Die Angst stand ihm ins Gesicht geschrieben.

„Ja, Lobo“, schrie Andronov, „ich *bin* sicher. Bald wird unser Schiff in die Erdatmosphäre eintreten. Im Gegensatz zu unserer Fracht jedoch, die gut abgeschirmt ist, werden wir verglühen wie ein Stück Papier in einer Gasflamme. Es wird so heiß werden, dass wir den Übergang vom Sterben zur Hölle gar nicht bemerken werden.“

Für einige Sekunden sprach niemand ein Wort. Das einzige Geräusch, das zu hören war, war das leise Rauschen der Belüftungsanlage. Andronov spürte, wie Schweißperlen seine Schläfen herunterliefen.

Plötzlich rief Lobo: „Ich will nicht verbrennen“, und rannte los in Richtung Heck.

Andronov, Bosch und Kiraz folgten ihm. Als sie beim Frachtraum ankamen, stand Lobo schon am Terminal und bediente die Tastatur.

„Das Passwort lautet ‚zssmn33‘“, sagte er leise und mehr zu sich selbst, als zu jemand anders.

Im nächsten Moment spürte Andronov die Erschütterung, die jedes Mal zu spüren war, wenn Fracht abgekoppelt wurde. Er lief zu einem der kleinen Fenster im Laderaum und vergewisserte sich, dass sich der Abstand zwischen Schiff und Ladung auch tatsächlich vergrößerte. Nur wenige Sekunden später zündeten die Raketen und tauchten das Schiff in gleißendes Licht.

Andronov seufzte erleichtert. Dann wandte er sich vom Fenster ab, sah seinen ehemaligen Greifer kurz an und verpasste ihm einen rechten Haken. Lobo ging zu Boden.

Für eine Weile standen Andronov, Bosch und Kiraz schweigend nebeneinander und betrachteten den bewusstlosen Lobo.

„Woher wussten Sie es?“, fragte Kiraz schließlich.

„Ich wusste es nicht“, gab Andronov zurück, „Ich verließ mich nur auf ein paar Indizien und meine Menschenkenntnis.“

Erschöpft setzte er sich auf eine kleine Transportkiste.

„Abgesehen davon, dass Bosch keinen Grund hätte, um solch ein Verbrechen zu begehen, ist er kein Techno – er kann mit einem Schweißbrenner nicht umgehen. Er weiß vermutlich nicht einmal, wo er einen finden würde. Außerdem wäre er nicht so dumm gewesen, den Hebel in seiner Kajüte zu verstecken, sondern hätte ihn in den Weltraum geblasen.

„Und Sie, Kiraz, Sie hätten das vermutlich ebenfalls getan. Sie hätten den Schweißbrenner natürlich bedienen können, doch wenn Sie wirklich noch zu den Exesoren gehören würden, hätten sie niemals zugelassen, dass jemand auf die Idee kommt, es könnte sich beim Absturz eines Schleppers um einen Sabotageakt handeln. Es hätte mit Sicherheit Vergeltungsaktionen gegen ihre Kameraden gegeben. Sie würden wohl nicht mehrere Jahre auf diesem Schiff verbringen, um ihre Leute dann mit solch einer plumpen Aktion in Gefahr zu bringen – ich bin davon überzeugt, dass Sie eher ihr Leben gegeben hätten. Darüber hinaus hätten Sie sich beim Zerstören der Mechanik nicht erwischen lassen. Das Treffen mit Leutnant Bosch während seiner Schicht sprach also gegen ihre Schuld.

„Womit wir bei Lobo wären. Während Sie, Bosch und Lobo die Kajüten durchsuchten, war ich auf der Brücke und befragte den Computer, ob Rettungskapsel und Funk noch benutzbar sind. Sie

sind es. Das bedeutete einerseits, dass wir uns nicht in unmittelbarer Gefahr befanden, denn wir hätten das Schiff jederzeit verlassen können. Andererseits konnte ich damit *Sie*, Kiraz, definitiv als Täterin ausschließen. Sie hätten Funk und Kapsel unbrauchbar gemacht.

„Ich war nun überzeugt, dass Lobo es getan hatte. Dass er noch dazu vorgab, den Hebel in Boschs Quartier gefunden zu haben, bestärkte mich in meiner Meinung. Sein Versuch, den Verdacht auf Bosch fallen zu lassen, sollte wohl der Ablenkung dienen. Irgendwann hätte mich Lobo wissen lassen, dass er der Schuldige ist. Ja, ich glaube er *wollte*, dass ich es erfuhr.

„Lobos Ziel war es, mir zu schaden – sein Motiv vermutlich Neid. Er wollte mich nicht töten und ganz sicher nicht sich selbst. Er wollte einfach nur etwas zerstören, für das *ich* verantwortlich war. Lobo stand immer in meinem Schatten. Fünfzehn Jahre in der Nähe eines Menschen, dessen Status man nie erreichen wird, sind hart für das Selbstbewusstsein. Vielleicht glaubt er auch, dass ich der Technokommission damals empfohlen habe, ihn nicht zum Denker zu ernennen.

„Wie dem auch sei: um das Schiff zu retten musste ich Lobo glauben lassen, dass er sterben würde, wenn er die Ladung nicht abkoppelte – daher meine Attacke gegen Sie. Es war ein Spiel, und ich habe es gewonnen. Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen dabei zu nahe getreten bin, Techno Kiraz.“

Mein Kind

Dein Lächeln wärmt mich. Ich blicke in deine strahlenden Augen und sehe mich selbst – ein Spiegelbild, das keines ist. Unverdorben. Ich atme deine Düfte ein: den zarten, der mich mit Liebe erfüllt, wie auch den üblen, den ich schmunzelnd ertrage. Ich höre dein Gemurmel und auch dein Geschrei. Dein Wesen ist wie dein Schlaf: unständig. Die Nacht ist unser Feind. Stunde um Stunde kämpfen wir mit der Dunkelheit, flehen gemeinsam um Ruhe und Geborgenheit. Du nimmst viel, du gibst viel. Ich werde immer alles für dich geben: meine Kraft, mein Wissen, meine Liebe, bis zum Ende meiner Tage – denn du bist mein Kind.

Der Weg nach draußen

Es gelingt mir einfach nicht, die Tür zu öffnen und meine Wohnung zu verlassen. Meine Hand fühlt sich schwer an; als ob sie aus Blei gegossen und nur nutzloses Beiwerk zu meinem Körper wäre. Trotzdem beginnt sie zu zittern, als sie über dem glänzenden Messingknopf schwebt, der meine Freiheit bedeutet.

Ich lasse meine Hand an meine Seite zurückkehren und schließe die Augen. Ich bin müde. Ich weiß nicht, wie viele Stunden ich vor dieser Tür gestanden habe, fertig angezogen, dunkler Anzug, Krawatte, mein bestes Hemd. Der Blumenstrauß ist bereits welk.

Ich wende meinen Kopf und blicke auf die Uhr. Der Sekundenzeiger schiebt sich Strich um Strich vor, fordernd und unerbittlich. Ich nehme das Wimmern wahr, das meine Kehle verlässt.

Ein weiterer Versuch. Ich brauche nur durch diese Tür, dieses Tor zu einer anderen, schöneren Welt zu treten. Nichts weiter. Nichts leichter als das für jeden anderen. Ein Ding der Unmöglichkeit für mich. Der bloße Gedanke ängstigt mich, als ob draußen der Tod lauerte.

Ich weiß, dass sie auf mich wartet. Mit jedem Moment, der vergeht, muss sie ungeduldiger werden, muss ihre Sympathie für mich weiter verblassen, wird ihr Kiefer sich öfter hin- und herschieben. Schweiß steht auf meiner Stirn, ich kann ihn fühlen; ihn, und das Dröhnen des schlanken Zeigers in meinen Ohren.

Ich mache einen Schritt zurück. Einen weiteren. Ich entferne mich von der verhassten Tür soweit meine kleine Wohnung es zulässt. Sammle all meine Kräfte. Beginne zu laufen. Schreie einen verzweifelten Schrei. Renne auf die Tür zu und – verstumme, abermals zu Stein erstarrt.

So gerne möchte ich sie heute Abend sehen. Ihr Lächeln. Ihre frechen Augen. Ihre zerbissenen Fingernägel. Ob sie ein Kleid trägt? Einen Rock? Oder eine Jeans, wie sonst auch immer? Ich möchte ihr sagen, dass ich sie ...

Verdammte Tür! Verdammte, verdammte Tür. Von einem dunklen Kraftfeld umgeben lässt sie mich nicht mit dem Menschen zusammen sein, der mir nahe gekommen ist wie noch nie ein Mensch zuvor. Ich lasse meiner Wut freien Lauf, beschimpfe, verfluche das lackierte Stück Holz, möchte es schlagen, doch selbst das gelingt mir nicht. Ich kann es nicht berühren; als würde es meine Hand verbrennen, wenn ich es täte.

Ich wende mich wieder ab, eine leise Hoffnung keimt in mir auf. Was meine Hand nicht vermag, schafft vielleicht ein Stück Metall. Ich öffne einen Kasten, der sich in meinem Vorzimmer befindet, entnehme ihm eine metallisch blaue Werkzeugkiste und dieser wiederum eine Axt mit kurzem Stiel. Ich weiß nicht, warum ich dieses Ding besitze, doch heute wird es seine Bestimmung finden.

Ich beginne, auf die Tür einzuschlagen. Große Holzspäne fallen herunter, Licht dringt von draußen ein. Mein Gesicht muss wohl rot sein vor Anstrengung, mein Herz rast. Schneller und schneller schlage ich zu, beflügelt von der Idee, bald gewonnen zu haben. Nur noch ein bisschen.

Erschöpft wankend sehe ich der hölzernen Masse zu, als sie aus dem Rahmen fällt. Langsam wie ein gefälltter Baum stürzt sie zu Boden, der Aufprall hallt im Stiegenhaus.

Ich lache, bin erleichtert. Ich lasse die Axt fallen, schere mich nicht um das Parkett, mache einen Schritt nach vorn – doch mein Fuß stößt an eine unsichtbare Mauer. Ich falle auf die Knie und

kann nicht aufhören, den Kopf zu schütteln.

„Was ist mit deiner Tür geschehen?“, höre ich eine Stimme sagen.

Ich blicke auf. Sie ist es.

„Ich ...“, stammle ich, „Ich musste sie aufbrechen.“

„Weshalb?“

„Ich wollte zu dir.“

„Sollen wir gehen?“

„Ja.“

Sie streckt mir ihre Hand entgegen. Langsam erhebe ich mich, halte die Luft an. Ich nehme ihre Hand, sie zieht mich zu sich. Ich lande vor ihrem Gesicht und kann ihren süßen Atem riechen. Ich habe meine Wohnung verlassen und werde nie wieder zurückkehren.

Plasmodium

Samstagabend rief er mich an. Paul. Vor dreißig Jahren waren wir in dieselbe Klasse gegangen.

„Ich weiß, ich habe mich lange nicht mehr bei dir gemeldet“, sagte er.

„Kein Problem. Was kann ich für dich tun?“

Ich meinte es ehrlich. Ich fand es in Ordnung, wenn gelegentlich Funkstille herrschte. Das war immer noch besser, als belanglose Unterhaltungen führen zu müssen und am Ende draufzukommen, dass man sich eigentlich nichts zu sagen hatte. Wenn Reden zum Zwang wird, ist die Freundschaft bereits tot.

„Ich befinde mich in einer seltsamen Situation. Ich glaube, du bist der Einzige, der mir helfen kann“, sagte Paul.

„Warum?“

„Du bist Chirurg.“

Ich räusperte mich, ohne es zu wollen. Es war selten ein gutes Zeichen, wenn ich jemandem durch Ausübung meines Berufes helfen konnte.

„Was fehlt dir?“, fragte ich.

„Ich bin mir nicht sicher.“

„Hast du etwas an dir entdeckt? Eine Geschwulst oder so?“

„Nein. Ich kann dir das nicht erklären. Nicht am Telefon. Könntest du bei mir vorbeikommen?“

„Jetzt? Ist es wirklich so dringend?“

„Ich weiß nicht. Ich ...“

Paul begann zu weinen. Ich hasste es, wenn Menschen am Telefon weinten. Es schmerzte mich in den Ohren. Jedes Schluchzen, jedes Wimmern empfand ich als eine Beleidigung für mein Trommelfell.

„Wo wohnst du?“

Paul reinigte seine Nase, was mich seltsamerweise wütend machte.

„Paul, sag mir, wo du wohnst!“

Ich nahm ein Taxi. Zwanzig Minuten später stand ich vor Pauls Haustür und drückte auf den kleinen Knopf, der sich neben seinem Namensschild befand.

„Paul, ich bin's. Frank. Mach auf.“

Der Türöffner summte, ich trat ein. Das Stiegenhaus war schlecht beleuchtet. Kein Wunder, bei der Bruchbude. Gebaut 1912. Zwei Kriege überdauert. Was konnte man erwarten? Ich ging in den vierten Stock und ärgerte mich dabei über den Menschen, der das Mezzanin erfunden hatte.

Pauls Wohnungstür passte nicht ins Bild. Das Gebäude war alt; an der Wand hing sogar noch ein altes Waschbecken aus einer Zeit, in der es in den Wohnungen noch kein fließendes Wasser gab. Die Tür jedoch wirkte wie ein Giger-Gemälde – seltsame Ornamente wanden sich über dunkles Metall.

Eine kleine Kamera, die rechts über der Tür befestigt war, drehte sich mit diesem typischen, mechanischen Surren in meine Richtung.

„Hallo Frank! Danke, dass du gekommen bist!“

Ich fuhr zusammen. Pauls Stimme klang so nah, als stünde er direkt neben mir. Im nächsten Moment schob sich die Tür leise zischend zur Seite.

Das Vorzimmer war weiß und karg. Keine Kästen, keine Schränke, keine Schuhe. Ein Haken an der Wand. Kein Spiegel.

„Du kannst die Schuhe ruhig anlassen.“

Ich erschrak erneut.

„Was auch immer du für Lautsprecher hast, sie nerven mich.“

„Tut mir leid. Geh einfach geradeaus und dann nach rechts.“

Ich folgte seiner Anweisung. Ich durchschritt einen ovalen Durchgang und kam zu einem Zimmer ohne Fenster. Die Wände waren grün, beleuchtet wurde der Raum durch eine Vielzahl von Leuchtdioden, die in die Decke eingelassen waren. Das Licht, das sie abgaben, war nicht konstant in seiner Stärke. Es pulsierte. Langsam. Wie der Herzschlag eines Schlafenden.

Einziges Möbel war ein Stuhl in der Mitte des Raumes. Ein Liegestuhl, wie beim Zahnarzt. Er stand mit der Rückseite zu mir – allerdings leicht schräg, sodass ich erahnen konnte, dass ein Mensch auf ihm saß oder lag oder wie auch immer man das nennen wollte.

„Paul?“

„Erschrick nicht, wenn du näher kommst.“

„Schalte endlich diese Lautsprecher ab“, schnaubte ich, „Ich bekomme jedes Mal beinahe einen Herzinfarkt, wenn ich deine Stimme unmittelbar neben meinem Ohr höre.“

„Das geht leider nicht.“

Ich zählte stumm bis sieben und ging dann langsam auf den Sessel zu.

„Was ist los Paul? Was soll das alles? Willst du ...“

Ich erstarrte. Hitze durchströmte mein Gesicht. Das Wesen, das vor mir auf diesem Stuhl lag, hatte nichts Menschliches an sich. Es war nackt und ausgebleicht. Sein Körper war mit einer gelblich glänzenden Substanz bedeckt, die ihrerseits von breiten Bahnen durchzogen war, die mich an Blutgefäße erinnerten.

„Und? Ist es sehr schlimm?“, fragte Pauls Stimme.

Ich konnte nicht antworten. Mit einer gewissen Verzögerung erst nahm ich wahr, dass sich die Lippen des Wesens, von dem ich glaubte, dass es Paul war, nicht bewegt hatten.

„Es *ist* also schlimm. Das hatte ich mir schon gedacht“, sagte Paul.

„Was ist mit dir geschehen?“, flüsterte ich.

„Das ist eine lange Geschichte.“

„Ich habe Zeit“, sagte ich, ohne meine Augen von diesem Ding abzuwenden.

„Ich begann vor drei Jahren mit Schleimpilzen zu arbeiten“, erklärte Paul, „Das sind Lebewesen, die in Form einer vielkernigen Protoplasmamasse – Plasmodium genannt – eine Art kollektive

Intelligenz bilden können.“

„Hab ich schon mal gehört“, log ich.

„Ich wollte sehen, ob man die Pilze dazu bringen kann, eine Art neuronales Interface zu erzeugen. Stell es dir vor wie eine Art intelligentes Kabel. Du steckst es an zwei Geräte an – egal ob elektronisch oder biologisch – und sie können nach kurzer Zeit kommunizieren. Ohne, dass du etwas dafür tun musst.“

Automatisch blickte ich zu dem runden Objekt am oberen Ende des Torsos, das einmal Pauls Kopf gewesen sein musste. Tatsächlich befanden sich dort weit mehr von den grellgelben Bahnen, als sonst wo an seinem Körper.

„Und du hast es an dir selbst ausprobiert?“

„Die Tierversuche waren erfolgreich, also hatte ich keine Bedenken. Ich benutzte den Pilz, um mich mit unserem Uni-Cluster zu verbinden. Es war Wahnsinn. Es dauerte nur wenige Minuten, und ich war Teil des Systems. Ich konnte Dinge in einem Augenblick tun, für die ich sonst Tage gebraucht hätte.“

„Wie lange warst du drinnen?“

Die Begeisterung für seine Arbeit schwand aus Pauls Stimme.

„Das ist das Problem“, sagte er, „Ich bin immer weiter gegangen, habe das Netz durchforscht, habe unendlich viele Server durchsucht, bin zum erfolgreichsten Hacker aller Zeiten geworden und niemand hat mich bemerkt – na ja, ich habe ja auch nichts angestellt. Zumindest nichts Schlimmes.“

„Heute Morgen schließlich stellte ich mir dieselbe Frage wie du mir eben. Ich hatte die Zeit völlig aus den Augen verloren. Ich sah mir Logeinträge an, verglich sie miteinander. Ich checkte alles, was mir sozusagen in die Finger kam.“

Er pausierte.

„Und?“

„Du wirst es nicht glauben, aber ich bin seit zwei Jahren im System. Ich sitze seit zwei Jahren in diesem Stuhl, Frank.“

Er hatte Recht. Ich glaubte es nicht.

„Du wärst spätestens nach drei Tagen verdurstet“, sagte ich. Ich war stolz darauf, noch klare Gedanken fassen zu können.

„An das habe ich auch bereits gedacht. Aber ich habe eine Theorie. Du blickst noch auf meinen Körper, nicht wahr?“

„Ja“, stöhnte ich.

„Wie sieht er aus?“

Ich war Arzt. Trotzdem fiel es mir manchmal schwer, ehrlich zu meinen Patienten zu sein.

„Leider nicht gut, Paul“, sagte ich, „Er ist von dem Pilz ... überwuchert.“

„Ich verstehe“, seufzte Paul, „Hat sich der Pilz auch über den Boden ausgebreitet?“

„Nein. Er scheint an der Vorderseite des Stuhls in dem schmalen Schlitz zwischen Sockel und Fußboden zu verschwinden.“

„Dann muss er sich wohl unter dem Fußboden weiter ausgebreitet haben“, sagte Paul, „Der Boden in diesem Zimmer hat zwei Ebenen, wegen der Klimaanlage. Kannst du mal eine der Bodenplatten entfernen? Du brauchst dafür nur zwei ihrer Ecken gleichzeitig mit den Fingern zu berühren.“

In den Platten befanden sich wohl kapazitive Schalter, denn sobald ich Pauls Anleitung befolgte, hob sich die von mir gewählte Kunststoffplatte geräuschlos aus dem Boden. Als sie ganz ausgefahren war, konnte ich sie leicht beiseiteschieben.

Als ich in das Loch blickte, das sich nun vor mir auftat, lief mir ein Schauer über den Rücken: Der gelbe Film bedeckte auch den zweiten, tiefer liegenden Boden. Ich entfernte noch fünf weitere Platten, doch es war überall das Gleiche.

„Laufen die Bahnen des Pilzes in eine bestimmte Richtung?“, fragte Paul, nachdem ich ihn über meine Erkenntnisse aufgeklärt hatte.

„Sie führen zur Wand gegenüber vom Eingang und verschwinden dort in einer Art Kanal“, gab ich zurück, „Gibt es hinter der Wand noch einen Raum?“

„Ja. Dort stehen meine Server und die Klimaanlage. Warte, ich mache die Tür auf.“

Ein Teil der Wand schob sich – wie auch die Eingangstür scheinbar durch Druckluft betrieben – zunächst von mir weg und dann zur Seite. Ich war erstaunt, denn ich hatte zuvor keine Hinweise auf einen Durchgang entdecken können; der Übergang von Wand zu Tür war absolut glatt gewesen.

Der Raum, der nun zugänglich gemacht worden war, war unbeleuchtet – nur die ersten paar Zentimeter wurden von dem pulsierenden Licht über mir erhellt, dahinter herrschte Dunkelheit.

„Kannst du das Licht einschalten?“, fragte ich Paul und fühlte mein Herz pochen.

„Ist es nicht an? Dann muss wohl was kaputt gegangen sein. Aber es gibt einen guten, altmodischen Lichtschalter. Wenn du den Raum betrittst, gleich links.“

Ich zögerte. Ich fühlte mich unwohl. Der Geruch von Fäulnis hing in der Luft wie eine unsichtbare Warnung.

„Alles in Ordnung Frank? Bist du drin? Was siehst du?“, fragte Paul.

Ich fasste mir ein Herz, trat in den dunklen Raum und tastete mit der Hand über die glatte Oberfläche der Wand: vergeblich.

„Wo ist der Schalter, Paul? Ich kann ihn nicht finden.“

„Links. Nur noch ein Stück.“

Mir blieb keine Zeit, um die Antwort eigenartig zu finden, denn ich verlor das Bewusstsein.

Als ich wieder erwachte, hing ein gelber Schleier vor meinem Gesicht. Reflexartig versuchte ich mich zu bewegen, doch ich scheiterte.

„Es hat keinen Zweck, sich zu wehren“, sagte Paul.

Wut keimte in mir auf.

„Was soll das?“, schrie ich, „Was hast du mit mir angestellt?“

„Ich war das nicht. Das war der Pilz.“

„Erzähl das deiner Großmutter.“

Erst jetzt bemerkte ich, dass ich beim Sprechen meinen Mund nicht benutzte. Es waren bloß Gedanken, die ich formte.

„Bin ich im System?“, fragte ich verwirrt.

„Ja. Es tut mir leid“, antwortete Paul. Seine Stimme kam aus keiner bestimmten Richtung mehr – sie kam von überall her. „Der Pilz muss sich ernähren, verstehst du?“

„Nein! Erklär’s mir, du Arsch!“

„Beruhige dich! Bitte! Der Pilz hat mich gefangen – so wie er dich gefangen hat. Als ich das Experiment startete, hätte ich nie gedacht, dass mir etwas zustoßen könnte.“

„Nach einigen Tagen im System versuchte ich, es wieder zu verlassen. Doch es gelang mir nicht. Mithilfe meiner Kameras fand ich heraus, was mit mir passiert war. Der Pilz hatte mich zu seiner Nahrungsquelle gemacht.“

„Ich wusste nun, dass ich sterben würde, wenn ich dem Plasmodium keine Alternative anbot. Zuerst versuchte ich, es mit Pizza zu füttern. Kannst du dir das vorstellen? Mit Pizza!“

Paul lachte hysterisch. Er war offenbar dem Wahnsinn nahe.

„Schließlich erkannte ich, dass das so nicht lange funktionieren würde“, fuhr er fort, „Der Pilz wuchs weiter – und je größer er wurde, umso mehr Appetit schien er zu haben. Also lud ich Freunde zu mir ein.“

„Du hast das auch noch anderen angetan?“, fragte ich erschüttert.

„„Antun“ ist das falsche Wort, Frank. Wirklich! Du muss das als Chance betrachten. Wir sind in eine Symbiose mit dem Pilz eingetreten. Du hast jetzt eine höhere Bewusstseinsstufe erreicht!“

„Ich will hier raus, Paul. Sofort!“, knurrte ich.

„Das geht nicht, Frank. Du wirst hier bleiben müssen. Mit uns.“

„„Uns“?“

Plötzlich erschienen vor meinem geistigen Auge zahlreiche Gesichter. Stimmen redeten kreuz und quer durcheinander, einige begrüßten mich, einige verfluchten Paul so wie ich es getan hätte, wäre ich meiner Sprachlosigkeit Herr geworden. Wir waren viele. Paul hatte uns angelockt und dem Pilz zum Fraß vorgeworfen. Wir waren alle auf ihn hereingefallen. Ich gehöre nun zur Gemeinschaft der vom Plasmodium gefressenen. Und die Gemeinschaft wird wachsen – genau wie der Pilz.

Nebensache

Der Strudel der Nebensächlichkeiten dreht sich unaufhörlich. Brausend, tosend verschlingt er jeden Gedanken an Schönes, saugt – stetig wachsend – alles Wichtige in sich auf: Ziele, die ich mir einst setzte, reißt das Ungeheuer in unerreichbare Tiefen; Ideen, die mich einst begeisterten, verschwimmen vor meinen Augen in der grauen Gischt. Menschen, die ich liebe, rufen mir zu, warnen mich, doch ich kann sie nicht hören – zu laut ist das Grollen der Fluten, die dunkel und drohend unter mir kochen. Die Rettung kommt unerwartet, als ich meine Augen schließe: Mein Herz wird frei. Ich wende mich ab und lasse den Abgrund hinter mir. Die See ist ruhig.

Der Bart

Als ich vor einigen Jahren damit aufhörte mich täglich zu rasieren, um mir einen Bart wachsen zu lassen, stellte ich fest, dass meine Barthaare von diesem Moment an nach innen wuchsen anstatt nach außen. Zunächst störte mich das nicht sonderlich: Die Stoppeln an der Innenseite meiner Wangen waren mir nur unangenehm, wenn ich mit der Zunge darüberfuhr. Doch die Haare wurden länger. Bald konnte ich sie nicht mehr verbergen – meine Frau entdeckte sie und ekelte sich fortan vor mir. Ich versuchte, die Haare zu kürzen, doch ohne Erfolg. Schnitt ich in ein Büschel, verursachte mir das großen Schmerz. So wurde mein Leben von Tag zu Tag immer unangenehmer. Ich konnte bald meinen Mund nicht mehr schließen, da die Haare sich zwischen meine Zahnreihen schoben und meine Kiefer auf diese Weise auseinanderhielten. Essen wurde zur Qual, da ich nicht mehr beißen konnte – mich von Suppe zu ernähren war der einzige Ausweg. Und als wäre all das nicht schon schlimm genug gewesen, verlor ich auch noch meine Arbeit – ich hatte meinen Lebensunterhalt bis zu diesem Zeitpunkt als Verkäufer bestritten. Doch wer kauft schon jemandem etwas ab, dessen Mund voller Haare ist und dessen Artikulation daher der eines Steinzeitmenschen gleicht? Vom ständigen Speichelfluss ganz zu schweigen.

Als sich meine Frau schließlich von mir scheiden ließ und mit unserer Tochter – die mich übrigens nicht mehr „Papa“, sondern nur noch „Monster“ nannte – in eine andere Stadt zog, beschloss ich, meinem Leben ein Ende zu setzen. Ich ging ins Wasser; um genau zu sein in die Donau. Als ich bereits in Gefahr war, meinem Atemreflex nachgeben zu müssen, nahm ich einen seltsamen, aber sehr angenehmen Geschmack wahr. Mein Mund hatte sich bereits mit dem Wasser des Flusses gefüllt – es musste also irgendetwas in der bräunlichen Flüssigkeit sein, das meinen Gaumen und meine Zunge ansprach. Mehr als das: Ich schluckte immer größere Mengen von dem Donauwasser, nur um diese lustvolle Empfindung nicht aufgeben zu müssen. Alle Gedanken an meinen Selbstmord waren verschwunden – erstickt von dem unbändigen Verlangen nach dem wohlschmeckenden Nass. Erst als meine Lunge schmerzte, als steckten Messer in meiner Brust, und der Drang einzuatmen somit unerträglich wurde, tauchte ich wieder auf. Erschrocken und verwundert über dieses Erlebnis fuhr ich – tiefend nass – wieder nach Hause.

Im Badezimmerspiegel untersuchte ich meine Mundhöhle. Mein Innenbart war mit einem schleimigen Film überzogen – berührte ich ihn mit der Zunge, so nahm ich wieder diesen süßlichen, süchtig machenden und am ehesten noch mit Himbeeren vergleichbaren Geschmack wahr. Ich hörte mich selbst melancholisch aufseufzen wie einen Gourmet, der gerade den kulinarischen Höhepunkt seines Lebens erreichte. Einer plötzlichen Eingebung folgend eilte ich in das nun unbewohnte Zimmer meiner Tochter und suchte nach dem Mikroskop, das ich ihr vor ein paar Jahren geschenkt hatte. Wenige Minuten später wusste ich, dass es Plankton war, das von nun an mein Nektar sein würde. Ich würde leben wie ein Wal – nackt, fern den Menschen und ohne Hunger.

Schattentod

Ich sitze auf einer Parkbank und genieße die zarten Strahlen der Wintersonne. Meine Augen sind geschlossen. Als ich ein Rascheln hinter mir höre – ich denke sofort an ein Tier –, wende ich mich erschrocken um; doch da ist nichts. Eine Weile ist es still – zu still, rede ich mir ein. Als ich mein Gesicht wieder der wärmenden Sonne zuwenden möchte, nehme ich eine Bewegung wahr. Ich glaube zunächst, es sei das Laub, das sich im leisen Wind rührt, aber ich irre mich: Es ist mein Schatten, der sich langsam von den faulenden Blättern erhebt. Ich springe auf und entferne mich ein paar Schritte von der hölzernen Bank – doch die dunkle Gestalt folgt mir. Sie richtet sich auf, hebt ihre Arme und umschließt mit ihren schwarzen, substanzlosen Händen meinen Hals. Ich ringe verzweifelt nach Luft, will um Hilfe schreien, doch kein Laut verlässt meine Kehle. Das Letzte, das ich sehe, sind leere Baumkronen vor einem blauen Himmel. Als ich wieder das Bewusstsein erlange, knie ich auf dem feuchten Waldboden. Meine Hände stecken bis zu den Handgelenken in der aufgewühlten Erde – ein wenig unterhalb jener Stelle, an der sich der Schatten meines Kopfes befindet.

Ebene 3

Ich erreiche die dritte Ebene, parke und steige aus. Der Motor macht knackende Geräusche. Der Boden ist feucht. Die schlechte Beleuchtung kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass der Tag kalt und grau ist. Eine steife Brise lässt mich frösteln – das Gebäude ist nach allen Seiten hin offen und bietet nur Schutz vor Schnee und Regen, nicht aber vor dem lärmenden Wind. Ich sperre den Wagen ab und beginne zu laufen.

Die Tür fällt hinter mir ins Schloss, sperrt Wind und Kälte aber nicht vollständig aus. Die Luft pfeift durch alle Ritzen und Spalten des Treppenhauses, von dem ich mir wenigstens für eine kurze Weile Schutz vor der ungastlichen Welt erhofft habe.

Die Ebenen des Gebäudes sind mit Farben markiert. Ein gelbes Schild wird erdrückt von der Eintönigkeit des Betons, an dem es befestigt ist. Ich wende meinen Blick von ihm ab und beschließe, heute den Fahrstuhl zu nehmen. Ich berühre den Abwärtsknopf, der noch vor einigen Jahren mit einem hellen Leuchten geantwortet hätte. Die Motoren dröhnen in der Ferne. Ein akustisches Signal, das an ein Triangel erinnert, kündigt leise von der Ankunft der Kabine. Als sich die grauen Türen zur Seite schieben, sehe ich, dass ich nicht der einzige Fahrgast bin.

Im flackernden Licht der Neonröhren steht eine Frau. Ihr Rücken ist gegen die hintere Wand der Kabine gedrückt, ihr Blick auf den Boden gerichtet. Sie trägt einen schwarzen Wintermantel über einem langen, grauen Rock. Ihr scheint kalt zu sein: Ein Schal verbirgt ihr Gesicht bis zu den Wangen, ihre Hände sind in den Ärmeln des Mantels versteckt. Ich kann mich täuschen, aber ich glaube, sie zittert sogar ein wenig. Ich betrete den Fahrstuhl, atme ein und schließe unwillkürlich meine Augen. Der wundervolle, zarte Duft, der von der Frau ausgeht, weckt in mir den Wunsch, ihr nahe zu kommen und an ihrem Haar, an ihrem Hals zu riechen. Natürlich gebe ich dem Verlangen nicht nach – ich bin weder unhöflich noch irre.

„Guten Morgen!“, sage ich und stelle mich in respektvollem Abstand neben sie hin.

Sie blickt auf, der Schal gibt ihr Gesicht jedoch nicht frei. Ich bin enttäuscht darüber. Sie erwidert meinen Gruß, wendet ihre Augen dann wieder zu Boden.

Die Türen schließen sich. Die Kabine beginnt ihre Fahrt nach unten. Die flackernde Beleuchtung stört mich, ich spüre, wie Übelkeit in mir aufsteigt. Seekrank wegen defekter Neonröhren. Der Gedanke erheitert mich. Ohne es wirklich zu wollen lächle ich, stoße dabei hörbar Luft durch die Nase aus. Ich hoffe, meine Begleiterin hat es nicht bemerkt. Ich beschließe, den Hausmeister auf die kaputte Röhre hinzuweisen.

Der Fahrstuhl bleibt stehen und schlägt sein Triangel. Die Kabine öffnet sich wieder, kalte Luft strömt herein, ich hebe automatisch meine Schultern und ziehe meinen Schal hoch. Im Augenwinkel sehe ich die Ziffer, die über den Bedienelementen angezeigt wird, doch ich muss mich irren: Es kann keine „3“ sein. Ich ignoriere sie.

Ich möchte meiner Begleiterin den Vortritt lassen und weise mit meiner linken Hand in Richtung Ausgang. Sie nimmt – den Kopf noch immer gesenkt – das Angebot mit einem von der Wolle gedämpften „Danke“ an. Als sie die Fahrstuhlkabine verlässt, werde ich traurig. Ich wäre gerne noch länger neben ihr gestanden, hätte gerne noch länger ihren Duft eingeatmet, ihre Gegenwart gespürt.

Leise seufzend folge ich ihr. Ich erschrecke. Meine Reaktion ist zu langsam, ich stoße mit ihr

zusammen. Kurz bin ich ihrem Haar so nahe, wie ich es zuvor sein wollte, doch ich ziehe mich sofort wieder zurück.

„Entschuldigung!“, stoße ich hervor.

Sie dreht sich um. Mein Herzschlag wird schneller. Ihr Gesicht, das sie mir nun das erste Mal zur Gänze zuwendet, ist wunderschön.

„Der Fahrstuhl muss wohl eine Fehlfunktion haben“, sagt sie.

Zunächst verstehe ich nicht. Ich reiße meine Augen von den ihren los, blicke an ihr vorbei und erkenne das gelbe Schild. Nun ergibt auch die Ziffer, die mein Verstand zuvor ausgeblendet hatte, einen Sinn.

„Seltsam“, sage ich leise.

In stillem Einverständnis betreten wir wieder den Fahrstuhl. Ich drücke 0 – unterste Ebene, Erdgeschoss. Die Kabine beginnt erneut ihre Fahrt. Ich bin glücklich über die Fehlfunktion. Ich kann nun etwas mehr Zeit mit der schönen, wohlduftenden Frau verbringen. Ich frage mich, ob ich sie ansprechen soll. Ich bin – auch wenn ich nicht dafür gehalten werde – ein schüchterner Mann. Mein Wille hätte schon oft den ersten Schritt gewagt, doch die Vernunft, die oft recht unvernünftig ist, hält mich gerne zurück. Sie spielt mit mir. Zeigt mir Dinge, die passieren könnten, auch wenn sie meistens unwahrscheinlich sind: Abweisung, Hohn, Schmerz. Ich gebe mir einen Ruck, atme ein, öffne meinen Mund, das Triangel erklingt. Die Türen des Fahrstuhls öffnen sich wieder und ich fühle, wie mein Gesicht brennt.

Sie verlässt die Kabine. Ich sage immer noch nichts. Ich blicke auf die graue Wand, die dem Fahrstuhl gegenüberliegt und werde von ihr abgelenkt. Das Muster der Bläschen im Beton, ein Detail, dem ich unter anderen Umständen keinerlei Aufmerksamkeit widmen würde, wirkt vertraut. Ich ahne, wo wir uns befinden.

Als ich aussteige, bewahrheitet sich meine Vermutung. Meine Begleiterin steht abermals vor dem gelben Schild und schüttelt den Kopf. Sie wendet sich um, lächelt und sagt: „Nun, es sieht so aus, als müssten wir zu Fuß gehen.“

Mein Mund wird trocken. Ihr Lächeln ist atemberaubend. Ihre Augen strahlen, zeigen, dass kein Groll, keine Bitterkeit, nichts Falsches hinter ihnen liegt.

„Ja, das müssen wir wohl“, gebe ich zurück. Meine Stimme ist heiser.

Ich betrete die Treppe zuerst. Wir steigen hinab, kommen im Halbstock an, gehen den Absatz entlang, nehmen die nächste Treppe. Als wir auf der zweiten Ebene ankommen wundere ich mich über die farbige Markierung, die falsch ist. Jemand muss das grüne Schild durch ein gelbes ersetzt haben.

Wir gehen weiter. Ich überlege, wie ich meine Begleiterin ansprechen könnte, ohne eine peinliche Situation zu erzeugen. Die Vernunft lässt sich nicht abschalten und rät, nicht die Frage nach dem „Wie“, sondern eher die nach dem „Wo“ zu stellen. Draußen, auf offener Fläche wäre es gut – nicht hier im engen Treppenhaus, wo der natürliche Drang zur Flucht gehemmt wird.

Eine Ebene tiefer beschleicht mich ein unheimliches Gefühl, das mich veranlasst, ein wenig schneller zu gehen. Wieder ein gelbes Schild. Die Bläschen im Beton. Ein Schmutzstreifen.

Noch eine Ebene tiefer bleibe ich stehen und verstehe nicht.

„Was geht hier vor?“

Die Stimme meiner Begleiterin verrät ihre beginnende Angst.

„Ich weiß es nicht.“

Abermals ein gelbes Schild, Bläschen, Schmutz, aber kein Ausgang. Ebene 3. Ich schüttle den Kopf, wende mich um, gehe an meiner Begleiterin vorbei, hin zu der Tür, die zum Parkhaus führt. Ich versuche sie zu öffnen, doch sie ist versperrt.

„Bleiben Sie hier“, sage ich, „ich versuche es eine Ebene höher.“

„Bitte beeilen Sie sich!“

Ich nicke und lächle. Das Bild des Ritters in strahlender Rüstung drängt sich mir auf. Ich wische es mit einem Kopfschütteln weg und laufe die Treppe hinauf.

Ich komme auf der nächsthöheren Ebene an und erstarre. Minuten vergehen, in denen wir uns schweigend anblicken, in denen unsere Gedanken rotieren, da sie zu keinem Ziel kommen können. Auch wir kommen zu keinem Ziel, denn offenbar sind wir Gefangene.

„Wie kann das sein?“, flüstert meine Begleiterin.

Ich kann nicht antworten. Kurz lächle ich, zeige auf den Fahrstuhl, deute an, dass sie mich erfolgreich hereingelegt hätte, doch so ist es nicht. In ihren Augen sehe ich die Angst, die nun nicht mehr beginnend ist, sondern manifest. Es war nicht genug Zeit, um den Fahrstuhl zu rufen, eine Ebene nach oben zu fahren und mich dort abzufangen.

„Ich versuche es noch einmal“, sage ich und laufe abermals die Treppen hinauf.

Wieder stehe ich vor der schönen Frau.

Ich gehe zur Tür und rüttle heftig an ihr. Ohne Erfolg. Ich trete dagegen. Ohne Erfolg. Ich schreie sie an. Ohne Erfolg.

Meine Begleiterin weint. Ich höre es und wende mich um. Ich Dummkopf. Ich gehe zu ihr hin und sage: „Ich habe mich vergessen. Bitte verzeihen Sie mir.“

Sie nickt, doch sie weint noch immer.

„Wie heißen Sie?“, frage ich.

„Clara.“

„Mein Name ist Severin. Es freut mich, Sie kennenzulernen!“

Sie kann nicht anders, als zu lachen.

„Es freut mich auch!“, sagt sie.

„Wir befinden uns in einer äußerst seltsamen Situation“, sage ich, „Haben Sie einen Vorschlag, was wir tun könnten?“

Clara beruhigt sich etwas. Es scheint ihr zu helfen, nach einer Lösung zu suchen.

„Leider nicht. Aber irgendetwas *müssen* wir tun, denn es ist kalt. Wenn wir hier bleiben, werden wir erfrieren.“

„Sie haben Recht.“

Ich blicke mich um. Kalte Wände. Zugluft. Im Treppenhaus holen wir uns den Tod.

„Die Fahrstuhlkabine bietet uns Schutz, bis wir eine bessere Idee haben“, sage ich und drücke

den Abwärtsknopf.

Wir betreten die Kabine. Als sich die Türen geschlossen haben nehme ich meinen Schal ab und stopfe ihn in den Spalt, der zwischen ihnen klafft.

„Glauben Sie, dass wir mehr Erfolg haben, wenn wir durch den Fahrstuhlschacht klettern?“, fragt Clara.

„Um ehrlich zu sein: Nein“, antworte ich. Ich sage nicht, dass ich vor der Unendlichkeit, die sich in meiner Vorstellung über der Kabinendecke auftut, Angst habe.

Wir setzen uns auf den Boden.

„In welcher Abteilung arbeiten Sie? Ich habe Sie noch nie gesehen“, sage ich. Es fällt mir nun beinahe leicht, zu Clara zu sprechen. Jetzt, wo ich ihren Namen kenne.

„Abteilung G. Und Sie?“

„Abteilung K.“

„Kein Wunder, dass wir uns nicht kennen“, sagt Clara schmunzelnd.

Wieder erfüllt ihr Duft die Kabine. Trotz unserer Situation empfinde ich so etwas wie Dankbarkeit. Ich blicke zu ihr hinüber und sehe, dass sie friert. Sofort ziehe ich meinen Mantel aus und decke Clara damit zu.

„Danke, aber nun wirst *du* frieren.“

Du! Sie hat „Du“ gesagt.

„Wenn es soweit ist, kannst du mir den Mantel ja wieder für eine Weile geben, sodass ich mich aufwärmen kann“, sage ich und weiß, dass das ein dummer Vorschlag ist.

„So wird das nicht funktionieren. Wir müssen näher zusammenrücken“, sagt sie. Ihre Stimme ist sanft.

Ich nicke und rutsche zu ihr hinüber.

Zögernd lege ich meinen Arm um sie, sehe, wie sie den Mantel über meine Knie breitet, fühle, wie sie sich an mich schmiegt.

„Warum hast du nichts zu mir gesagt?“

„Ich verstehe nicht.“

Sie weiß, dass ich lüge. Ich räuspere mich.

„Ich hatte Angst“, gebe ich zu.

„Wovor?“

„Vor deiner Antwort.“

„Dann frag mich doch jetzt.“

Ich muss lachen.

„Würdest du mit mir essen gehen?“

„Sehr gerne“, gibt Clara, ebenfalls lachend, zurück.

Wir verstummen wieder. Ich strecke meine Hand aus, drücke den Alarmknopf und bin nicht

darüber erstaunt, dass nichts passiert. Ich ziehe Clara fest zu mir heran. Sie legt ihren Kopf auf meine Schulter, ich meinen Kopf auf den ihren. Ich summe ein Lied. Das letzte, das ich heute Morgen im Radio gehört habe. Dann dreht Clara ihr Gesicht zu mir, wir blicken uns an. Unsere Lippen kommen sich näher, ich spüre ihren Atem. Wir küssen uns.

Im selben Moment öffnen sich die Türen des Fahrstuhls. Die graue Wand ist verschwunden. Der Tag ist sonnig und warm. Wir sind angekommen.

Wenn Ihnen dieses E-Book gefallen hat ...

freue ich mich über Ihre freiwillige Spende auf www.lapideus.at unter der Rubrik "Anerkennung"!

Danksagungen

@Suna: Danke für einfach alles! Ich liebe dich!

@Hadmar: Danke, dass du nicht müde wirst, meine Texte zu lesen! Deine Meinung ist mir wichtig!

